

Karl-Josef Müller

Auftakt zum Vernichtungskrieg

Der Zweite Weltkrieg in Romanen von Peter Weiss, Walter Kempowski und Ludwig Harig

Dass die traumatische Erfahrung des Luftkriegs in der deutschen Literatur nach 1945 nur eine geringe Spur hinterlassen habe, war vor einigen Jahren eine viel und kontrovers diskutierte These des Schriftstellers W. G. Sebald. Insgesamt aber war der Zweite Weltkrieg von Anfang an ein zentrales Thema der Nachkriegsliteratur – mit höchst unterschiedlichen Perspektiven und Darstellungsformen. 70 Jahre nach den Ereignissen vom September 1939 wird hier ein Blick geworfen auf die Kriegsbücher von Peter Weiss, Walter Kempowski und Ludwig Harig.

Karl-Josef Müller

(* 1957) Literaturwissenschaftler,
Promotion zum Thema *Die Ästhetik
des Widerstands* von Peter Weiss,
freier Journalist in Gießen.

karlj.mueller@freenet.de



**»weggefegt von einer jeder Ver-
nunft widersprechenden Gewalt«**

Die Mutter ist von einer seltsamen Krankheit befallen: »Das Gesicht [...] war leer und stumpf, ihr Mund war halb geöffnet, ihre Augen starrten vor sich hin und erkannten mich nicht.« Vom Vater erfährt der Sohn, was den Eltern zwischen März 1939 und März 1940 widerfahren ist. Sie teilen das Schicksal all derer, die von einem Moment auf den anderen aus ihren Häusern vertrieben wurden und sich »als Ausgestoßene und Vogelfreie« wiederfinden, »nichts anderes mehr als eine Herde, die auf billigste Art abgeschlachtet werden sollte«.

»Viele Juden waren im Herbst 1939 vor den vorrückenden deutschen Truppen geflohen, viele aber auch im chaotischen Kriegsterror ermordet oder deportiert worden.« So Christopher Browning in seinem Buch *Die Entfesselung der ›Endlösung‹. Nationalsozialistische Judenpolitik 1939-1942*. In der Figur der Mutter versucht Peter Weiss seinen Lesern begreiflich zu machen, was sich hinter Begriffen wie Flucht und Kriegsterror verbirgt. Während der Vater in allem, was geschieht, »die Folge des Wirkens genau bestimmbarer Kräfte« zu erkennen meint, sieht sie sich mit einem Leid konfrontiert, das sie ver-

Am 15. März 1939 werden die Eltern des Erzählers aus Peter Weiss' Roman *Die Ästhetik des Widerstands* in Prag vom Einmarsch der deutschen Truppen überrascht. Der Vater hat im böhmischen Warnsdorf den Abtransport von Maschinen einer Fabrik für Textildruck geleitet. Die Maschinen sollen nach Schweden verbracht werden; der Vater, Facharbeiter im Textildruck, ist dort an einem Arbeitsplatz interessiert. Aber an eine geordnete Reise ist nicht zu denken, obwohl der Vater sich mit dem Eisernen Kreuz aus dem Ersten Weltkrieg als »deutschstämmig« ausweisen kann. Es beginnt eine einjährige Odyssee von Warnsdorf über Mährisch Ostrau, Oswiecim, heute bekannt unter dem Namen Auschwitz, und Lemberg nach Riga, von wo aus sie im März 1940 nach Schweden gelangen. Zwei Monate später besucht sie der Sohn, der schon längere Zeit im schwedischen Exil lebt.

stummen lässt und schließlich ihren Tod herbeiführt. Nur andeutungsweise erfährt der Leser, was sie erlebt hat: »Sie sah vor sich die Rücken, nackt oder mit Fetzen bedeckt, breite runde Rücken und kleine schwächliche, sie sah, wie sie von unsichtbarer Kraft erschüttert und vornüber geschleudert wurden, wobei ihnen ein schattenhafter Strahl aus dem Fleisch schoß, und wie sie, so tief hatten ihre Hände gegraben, in der Grube verschwanden.« Ein Massaker muss sich im Spätherbst 1939 abgespielt haben, das die Mutter körperlich unverletzt überlebt, eine jener noch unsystematischen Aktionen, von denen Browning berichtet: »Am 22. September wurden bei Pultusk 80 Juden ›durch die Truppe niedergeknallt in viehischer Weise.« Die Mutter wird zum Sinnbild des Unerträglichen, zum Zeichen eines Leides, das die Aufnahmefähigkeit jedes mitfühlenden Menschen übersteigt: »Liefse sich ein Schrei in ihr erwecken, kein Lebender könnte ihn ertragen.«

»wie isses nun bloß möglich«

Mit dem Roman *Tadellöser & Wolff* hat Walter Kempowski seiner Familie ein Denkmal gesetzt. »Alles frei erfunden!« – lautet das Motto des Buches; dass die eigene Familie das Vorbild für diese Erfindung geliefert hat, würde Kempowski, lebte er noch, kaum bestreiten. Die Romanhandlung beginnt im Frühjahr 1939. Erzählt wird aus der Perspektive von Walter, dem jüngsten der drei Kempowski-Kinder, der zu Beginn des Geschehens neun, 1945 an seinem Ende 15 Jahre alt ist. Eine Radiomeldung, wenige Tage nach Kriegsausbruch im September 1939, wird von Robert, dem sechs Jahre älteren Bruder des Ich-Erzählers, und anschließend vom Vater kommentiert: »Erstmalig hätten auch Verbände der Waffen-SS in den Kampf eingegriffen. ›Was glaubst du, wie die reinhauen,

da wächst kein Gras mehr, alles Mus und Grus.« ›Ja«, sagte mein Vater, total iben, da wird nicht lange gefackelt.« Der Hitler wisse, wo Bartels seinen Most holt. Die seien bald erledert.« An keiner Stelle korrigiert oder ergänzt der Erzähler seine damalige Sicht der Dinge; nirgends erklärt oder relativiert er die Kommentare zu den historischen Ereignissen.

Der Leser kann den Alltag der Familie Kempowski mitverfolgen. Das alles liest sich vergnüglich – die Marotten der Familienmitglieder, die komischen Ergebnisse ihrer kleinbürgerlichen Halbbildung, die Sprachspiele, mit denen sie den Alltag würzen. Selbst der Antisemitismus der Mutter wirkt eher harmlos als erschreckend: »In der Fabrik wurde Apfelsaft verteilt. Der wäre sonst verdorben. Samuel, mit Judensterne, holte einen Eimer voll. ›Der sieht aber auch tatsächlich wie ein Jude aus«, sagte meine Mutter, ›nun guck dir das mal an. Wie ein Bilderbuchjude. Der arme Mann.« So etwas wird beiläufig erzählt, nach der Devise, so sei es damals gewesen. Das Mitleid der Mutter wirkt glaubwürdig, ihr Antisemitismus wie eine Marotte.

»Während in Polen die ersten Massenerschießungen und Deportationen begannen, führte ich mein inneres Leben mit Reni und Winnetou weiter und war von der geringen Kriegseinwirkung auf meinen Alltag enttäuscht.« Günter de Bruyn, Jahrgang 1926, verfährt in seinem Buch *Zwischenbilanz. Eine Jugend in Berlin* ganz anders. Immer wieder durchbricht er die Perspektive des damals 13-Jährigen und konfrontiert sich mit seinem späteren Wissen. Kempowski blendet dieses Wissen aus, was dem Buch den fragwürdigen Reiz ungebrochener Unmittelbarkeit gibt. Im Sommer 1943 ist Walter zu Besuch bei seinem Großvater, der beim Frühstück aus der Zeitung die Sparte »Sonstiges« vorliest. »In São Paulo ein kleiner Junge von einem wilden Bienenschwarm getötet, und in Auschwitz, bei Kattowitz, da habe sich auf der Straße ein blutiges Ehedrama ab-

gespielt.« Einige Zeilen später sagt der Großvater: »Der Hitler, das sei ja wirklich ein Glück.« Der Abgrund, für den Auschwitz steht, rückt kurz in den Blick, um sofort wieder im Gewimmel des Anekdotischen zu verschwinden. Dass das Ehedrama keine Erfindung von Kempowski ist, sondern auf einer wirklichen Pressemeldung beruht, ändert daran nichts.

**»Und sie werden nicht mehr frei,
ihr ganzes Leben«**

Ludwig Harig erzählt in seinem Roman *Weh dem, der aus der Reihe tanzt* von seiner Kindheit und Jugend. Harig, Jahrgang 1927, hat wie Walter Kempowski die zwölf Jahre des NS-Regimes erlebt. Offenbar glückliche Jahre im saarländischen Sulzbach. Auch von der Internatszeit in der Lehrerbildungsanstalt im hessischen Idstein ab 1941 berichtet Harig keineswegs mit Abscheu. Spätestens in dieser NS-Eliteschule verwandelt sich der 14-Jährige in einen überzeugten Nationalsozialisten, ganz im Sinne Adolf Hitlers, dessen Vision einer nationalsozialistischen Kindheit und Jugend aus dem Jahre 1938 Harig dem Roman als Motto vorangestellt hat. Hitlers Vision mündet in den Satz »Und sie werden nicht mehr frei, ihr ganzes Leben.«

Den Kriegsausbruch erlebt der 12-Jährige als Fortsetzung seiner Indianerspiele: »Wir zitterten vor Aufregung, bebten vor Lust. Eine Gier nach Abenteuern steckte uns in Brand, wir glühten, wir fieberten, die Gänsehaut schrumpfte, die Haut straffte sich, wir hatten Feuer gefangen für den Krieg.« Und nicht nur für den Krieg. Im Mai 1943 meldet der Volksempfänger die Niederschlagung des Aufstandes im Warschauer Getto: »die Gesamtzahl der erfaßten und nachweislich vernichteten Juden betrage insgesamt 56.065 und somit bestehe das ehemalige jüdische Wohnviertel Warschaus nicht mehr.« Zur gleichen Zeit beschäftigen sich die Schüler in Idstein

mit der *Rassenkunde des jüdischen Volkes* von Hans F. Günther, »und ich war aus-ersehen, ein Referat darüber zu halten«. Bereits 1922 hatte Günther in seiner *Rassenkunde des deutschen Volkes* die Überlegenheit der ›nordischen‹ Rasse propagiert. Ausführlich schildert der Erzähler seine Auseinandersetzung mit dem kru-den Machwerk Günthers, dessen Einfluss auf die Vernichtungspolitik des NS-Regimes kaum überschätzt werden kann. Der Same, den das Buch sät, geht auf: »Dr. Günther hatte mir vorgekauft. Ich nahm den Mund voll. Ich kaute wieder. Ich spuckte es aus. [...] Verwesende Gestalt, verfaultes Menschentum! Ja, davon müßten wir uns trennen, dachte ich, und so geschah es auch, unaufhaltsam.«

16 Jahre ist der Erzähler zu diesem Zeitpunkt alt, ein »Propagandaredner«, der seine Mitschüler zu faszinieren weiß, »ein Scharlatan mit goldener Zunge«. Ludwig Harig, den man mit dem Erzähler gleichsetzen kann, spricht von Unwissen, schildert einen Sog, dem er sich als Jugendlicher nicht hat entziehen können. Doch gilt all das ihm nicht zur Entschuldigung. Im letzten Abschnitt des Buches bekräftigt er seine Mitverantwortung: »Auch ich hatte die Finger mit im Spiel, und ich spielte auf meine Weise mit.« Schließlich der letzte Satz: »Nein, ich kann nichts ungeschehen machen.«

Harig betrachtet seine Jugend aus der heutigen Perspektive. Er kreist um die Frage, wie er damals der sein konnte, an den er sich so deutlich erinnert. Letztlich bleibt ihm unerklärlich, warum es soweit mit ihm hat kommen können. Es bleibt die Einsicht, verführt worden – und dadurch mitschuldig geworden zu sein.

»Gedächtnis des Leidens«

Der Beginn des Zweiten Weltkrieges vor 70 Jahren war der Auftakt einer beispiellosen Leidensgeschichte. Wer sich des Krie-

ges erinnert, muss dieses Leid sichtbar erhalten, auch wenn alle Erklärungsversuche es nicht ungeschehen machen können. Mit den Worten Theodor W. Adornos: »Was aber wäre Kunst als Geschichtsschreibung, wenn sie das Gedächtnis des akkumulierten Leidens abschüttelte.« Die marxistische Linke hat Peter Weiss' Roman vor 30 Jahren als Manifest für eine humanere – sozialistische – Gesellschaft begrüßt. Doch dass der Mensch zu Gräueltaten fähig ist, wie sie die Mutter erlebt hat, lässt sich nur unter enormen intellektuellen

Verrenkungen mit einem marxistisch geprägten Geschichtsverständnis in Einklang bringen. Geschichtlicher Optimismus ist dem Roman fremd. Jederzeit kann sich der Abgrund des Unvorstellbaren auftun. Die Gestalt der Mutter in der Ästhetik des Widerstands wird so zum Denkmal ganz eigener Art. Sie erinnert uns in ihrer Sprachlosigkeit daran, dass wir, die wir uns im Gespräch der Geschichte des Vernichtungskrieges vergewissern wollen, eine wesentliche Dimension der Ereignisse verfehlen.

Ernst Gottfried Mahrenholz

Wie kommt Gott in das Grundgesetz?

Grundlagen und Grenzen des Gottesbezuges

Viele Menschen wären erstaunt, wenn man ihnen sagte, dass Gott einen Platz auch im Grundgesetz hat. An welcher Stelle, würden sie fragen. Es ist die feinste Stelle, nämlich der Vorspruch, Präambel genannt. Dort heißt es, das deutsche Volk habe sich das Grundgesetz gegeben »im Bewusstsein seiner Verantwortung vor Gott und den Menschen«. Die Wendung ist, genau betrachtet, starker Tobak. Sind Menschen, die nicht an Gott glauben, also nicht verfassungstreu? Soll sich die Bundesrepublik an eine Instanz binden, die mit irdischen Mitteln nicht erreichbar ist?

Wie war die Situation Deutschlands, als das Grundgesetz beschlossen wurde? Die Städte waren zerstört, Millionen von Menschen in ganz Europa gefallen oder ermordet. Es gab Millionen von Witwen, von trauernden Müttern und vaterlosen Kindern. Hunderttausende deutscher Soldaten befanden sich in Kriegsgefangenschaft, ebenso viele wurden noch vermisst. Ans Licht kamen die furchtbaren Gräueltaten des Hitlerregimes. Deutschland war das verachtetste Land in Europa. Und vor Augen lag der andere Teil Deutschlands, die spätere DDR, in der sich Rechtlosigkeiten und Religionsverachtung einer kommunistischen Ideologie deutlich abzeichneten. Das war die Bilanz des Hitlerreiches. Da lag es



Ernst Gottfried Mahrenholz

(* 1929) war Richter des Bundesverfassungsgerichts (1989-1994) und Autor von Schriften vom Verfassungsrecht bis hin zum Staatskirchenrecht. Langfassung des Artikels im Sammelband *Jahrbuch des öffentlichen Rechts*, Bd. 57, Mohr Siebeck 2009.

mahrenholz@raplaw.de

nicht fern, seiner verbrecherischen Gottlosigkeit die Nennung Gottes entgegenzusetzen.

Zu beachten bleibt: Die Nennung Gottes ist eine *nominatio dei*, keine *invocatio dei*. Das heißt, Gott wird genannt, aber nicht angerufen. Die Gottesnennung im Grundgesetz hat keine legitimieren-